

RAUSCH

ION 2014 – Eröffnungsvortrag von Professor Dr. Stefan Klöckner
23. Mai 2014, 19.00 Uhr – St. Lorenz, Nürnberg

Es gilt das gesprochene Wort!

Er war ein Mann, der in seinem Leben schon viel ausprobiert und viel durchgemacht hatte. Er war äußerst gebildet, hatte die Geisteswissenschaft seiner Zeit „auf dem Kasten“, wie man heute sagt ... Und er gehörte – wie so viel Hochbegabte – zu den Sinnsuchern seiner Zeit. Er hatte alles – und doch – so fühlte er – fehlte ihm das Entscheidende. Was jeweils „in“ war, hatte er durch ... keine Fête, die er NICHT durchgemacht hätte – keine bewußtseinsweiternde Droge, die er NICHT konsumiert hätte – keinen angesagten Kult, den er NICHT mitgefeiert hätte. Das alles hatte bei ihm zu einer einzigen Reaktion geführt: Überdruß durch Überfluß, Sinnlosigkeit durch permanente Überspannung der Sinne, Gereiztheit statt reizvollem Leben.

In der Mitte seines Lebens – in der Midlife-Crisis, in der mancher Mann merkt, daß die Objekte seiner Begierde nicht nur immer jünger werden, sondern vor allem er selber immer älter – in der Mitte seines Lebens also steuert der Mann, vom ich erzähle, geradewegs auf den Abgrund zu. Geistig, seelisch und körperlich gerät alles so durcheinander, daß er seinen Beruf aufgeben muß, ja, daß er das Gefühl hat, am Ende seines Lebens angekommen zu sein.

Gerade in dem Moment, wo ihm am klarsten vor Augen steht, daß die Fülle des Rauschhaften – sei es intellektuell, psychisch oder physisch – sein Bedürfnis nach Lebensqualität und Sinn nicht zu stillen vermag, grade da weist ihm das Spiel von Kindern den Weg zu einem neuen Lebensentwurf: Aus dem Garten nebenan tönt es „tolle lege tolle lege“ – nimm und lies. Und der Mann – Augustinus ist sein Name – nimmt das Buch, das zufällig neben ihm liegt die Heilige Schrift und liest eine ebenfalls zufällig aufgeschlagene Stelle. Dort steht im übertragenen Sinn: Laß die Berauschung des Sinne sein, die dich betäubt. Finde dein Leben in der Klarheit und Nüchternheit des Bekenntnisses zu Jesus Christus! Augustinus begibt sich in die Obhut eines christlichen Lehrers und empfängt nach einiger Zeit der Unterweisung die Taufe. Geschehen ist das alles an der Wende vom vierten zum fünften nachchristlichen Jahrhundert. Aber es ist eine so typische Geschichte, daß sie auch in unseren Tagen geschehen könnte.

Seit seiner Bekehrung hatte sich auch das Verhältnis Augustins zu allen sinnlichen Wahrnehmungen und Genüssen deutlich verändert.

Und was er in seinen Bekenntnissen (den „Confessiones“) hierzu schreibt, hat die christliche Kirche samt ihrer theologischen Entwicklung bis ins hohe Mittelalter nachhaltig geprägt. Zwei Textstellen möchte ich anführen:

So schreibt der Kirchenvater im Rückblick auf die Zeit seiner Bekehrung und seiner Katechese über die Rolle der gesungenen Hymnen seiner Zeit: „In jenen Tagen konnte ich nicht satt werden in der wunderbaren Süßigkeit, die Höhe deines Ratschlusses über das Heil des Menschengeschlechtes zu betrachten. Wie habe ich geweint unter deinen Hymnen und Gesängen, tief bewegt von dem Wohlklang der Stimmen deiner Kirche. jene Stimmen, sie fluteten in mein Ohr, und durch sie ward die Wahrheit in mein Herz eingefloßt und fromme Gefühle wallten in ihm auf, die Tränen strömten und mir war so selig in ihnen zumute.“

Mit tiefer innerer Bewegung, fast fortgerissen von den genußvollen Emotionen, die ihn beim Hören der Hymnen seines theologischen Ziehvaters Ambrosius ergreifen, gesteht Augustinus hier ein, daß ohne die sinnhafte Wirkung der Musik der Glaube niemals in seinem Herzen in solche Wirkung entfaltet hätte.

Wenig später aber – an einer anderen Stelle schreibt er: „Mitunter will mir scheinen, ich gäbe den Melodien doch mehr Ehre als ihnen gebührt. Wohl fühle ich, dass die heiligen Worte selber, wenn sie gesungen werden, unser Gemüt inniger und lebhafter in der Flamme der Andacht bewegen, als wenn sie nicht so gesungen würden – finden doch alle Regungen unseres Geistes je nach ihrer besonderen Art auch in Stimme und Gesang ihren eigentümlichen Ausdruck ... Aber meine Sinnesfreude hintergeht mich oft: statt dass die Empfindung die Vernunft so begleitet, dass sie ihr geduldig folgt ... versucht sie voranzugehen und zu führen.“

Es scheint, als traue Augustinus sprichwörtlich seinen Ohren nicht. Die Freude an der Sinnlichkeit scheint für gelegentlich derart problematisch zu sein, daß er – wie er weiter schreibt – „den Wohlklang der süßen Melodien, in denen die Psalmen Davids feierlich gesungen werden, von meinem und selbst von der Kirche Ohr am liebsten verbannt wüsste“.

Kaum ein frühchristlicher Autor macht die Spannung zwischen sinnlichem Entzücken, das den Menschen durch künstlerischen Ausdruck bis an die Grenze des Rausches zu führen vermag, einerseits und Mißtrauen gegen die betörende und betäubende Gewalt der eigenen Sinneswahrnehmung andererseits so deutlich faßbar: Darf ich etwas ‚genießen‘, ohne daß es direkt ‚nützlich‘ ist? Und läge nicht in der Askese, dem Verzicht auf alle berausenden Sinnenfreuden, die einzige wahre Chance, zum unverfälschten Kern der Botschaft selber zu gelangen?

Die frühe Kirche kannte schon hinsichtlich der grundlegenden Frage, ob Musik im Gottesdienst überhaupt zum Einsatz kommen darf, heftige Auseinandersetzungen. Nicht wenige Kirchenväter lehnten dies völlig ab – und die Begründung ist bezeichnend wie prägend gleichermaßen: Die Nähe zum Theater, zu sinnlich aufreizend tanzenden und singenden Männern und Frauen, zur künstlerischen Selbstdarstellung und zur an die Grenze der Ekstase gehenden rauschhaften Betäubung der Sinne war den Christen ein Greuel. Hiervon wollten sie sich absetzen – ihren Kult abgegrenzt wissen.

Der Grund hierfür ist wohl weniger in einer Leib- oder Sinnenfeindlichkeit der Christen zu suchen, sondern eher in der vom Judentum her kommenden Wortbezogenheit der christlichen Religion.

Der Mensch hat nicht mehr als der Empfänger und Diener des göttlichen Wortes zu sein; so schreibt ein anderer Kirchenvater – Hieronymus: „Singen, psallieren und lobpreisen müssen wir Gott mehr mit dem Geiste als mit der Stimme. Mögen dies die jungen Leute und die, denen die Pflicht des Psallierens in der Kirche obliegt, hören, daß man Gott nicht mit der Stimme, sondern mit dem Herzen singen muß, daß sie nicht nach Art der Tragödien Kehle und Schlund mit süßen Mitteln schmieren dürfen, so daß in der Kirche theatralisch gedrechselte und verschnörkelte Melodien ertönen.“

Die Botschaft sollte sich im Samenkorn des verkündigten und gebeteten Wortes von Mensch zu Mensch weiter verbreiten, kommunikel sein und durch das in der Welt gelebte Zeugnis „ansteckend“ wirken. Schon Paulus hatte dies im 14. Kapitel seines 1. Korintherbriefes gefordert und dafür zwei Begriffspaare in eine interessante Spannung gebracht: Er unterschied die „prophetische Rede“ von der „Zungenrede“. Ist unter dem ersten die klare theologische Zeitansage, die Verkündung der Botschaft vom angebrochenen Gottesreich zu verstehen, so bezeichnet die Zungenrede, die Glossolie, das verzückte Stammeln der Entrückten, die in einer himmlischen Schau (gleichsam einer visio beatifica) rauschhaft gefangen sind. Beides anerkennt Paulus als geistliche Rede – keines von beiden lehnt er prinzipiell ab. Aber er trifft eine signifikante Unterscheidung und macht dies konkret fest an einem Ungläubigen, der in die christliche Gemeinde kommt und diese zum ersten Mal als ihren Glauben Feiernde erlebt. „Stellt euch vor“, sagt Paulus, „wenn nun nur Glossolie ertönt – eine Gemeinde von verzückt-Verrückten, die man nicht versteht!“ Wird dann nicht der Ungläubige sich denken: Sie sind doch alle außer sich – was soll ich hier? Dann das Gegenbeispiel: Der Ungläubige erlebt eine Gemeinde des Gebets und der klaren Auslegung des Wortes Gottes – die prophetische Rede dringt ihm ins Herz und in sein Gewissen, und er wird sich niederwerfen und ausrufen: Wahrhaftig, Gott ist bei euch!

Das Mißtrauen des Christentums gegen das Rauschhafte kommt also nicht aus der Ablehnung des Leibes und seiner Sinne, sondern aus der Skepsis der selbstverliebten Sinnlichkeit gegenüber, welche die Kommunikation zwischen Gott und Menschen verhindere.

Zurück zu Musik und ihren sinnlichen Reizen – und ein letztes Mal einen Blick auf die Geschichte der frühen Kirche, die nicht nur extremistische Positionen kannte, sondern auch kluge Gemeindepädagogen. Einer von ihnen war der Bischof von Mailand – Ambrosius, Lehrer des Augustinus, Hymnendichter und durchaus streithafter Hirt seiner Herde. Er verteidigt das Singen in der Kirche – gerade auch als leibhafte und sinnliche Äußerung von getauften Christen. Diese vergleicht er mit einer Harfe, auf der die niemals fehl gehenden Finger des Heiligen Geistes unaufhörlich hin- und hergleiten und wunderbare Christusgesänge hervorbringen. Diese Gesänge sind das legitime Rauschmittel der betenden Gemeinde, so daß er in einem seiner Hymnen singen kann:

Christusque nobis sit cibus
 Potusque noster sit fides;
 Laeti bibamus sobriam
 Ebrietatem spiritus.

*Und Christus werde unser Brot
 Und unser Glaube sei uns Trank.
 In Freude werde uns zuteil
 Des Geistes klare Trunkenheit.*

DAS ist es: klare Trunkenheit. Welch ein Paradox – vor allem, wenn man die Vokalen wörtlich etwas drastischer übersetzt. Sobria ebrietas – nüchterne Besoffenheit!

Nüchtern in der Form, unaufwendig und unaufdringlich – aber trunken, ja, besoffen vom Inhalt der Botschaft: daß Christus für uns die Fesseln des Todes gelöst hat, daß wir in seinem Namen sein Werk auf Erden weiterführen sollen und daß er uns vorausgegangen ist, damit wir ein Ziel und eine ewige Heimat haben. Neben den strengen Hardlinern gab es also auch die klugen Gemeindepädagogen, die wohl einzuschätzen wußten, daß man mit guten Texten (schön gesungen) die Menschen begeistern kann, ohne sie an das berauschende heidnische Theater zu verlieren.

Haben Sie den kleinen Werbefilm gesehen, mit dem die Veranstalter auf die „Internationale Orgelwoche Nürnberg“ aufmerksam gemacht haben? Ausschnitte aus unserem Alltag – schnelle Bewegungen und moderne Verkehrsmittel, künstliches Licht Lautstarkes Treiben.

Und plötzlich – ein harter Schnitt: archaische Klänge: eine Antiphon der Hildegard von Bingen, unterlegt mit einem Halteton und überlagert von einem orientalischen Gesang. Die Kirchen Nürnbergs, Mondlicht ... Besinnung und Sammlung ... Mehrfach wechseln diese Einstellungen in kürzer werdender Abfolge hin und her, so daß man aus der Fülle der Eindrücke ein Muster erkennen kann.

Und dann schließlich dazu die eingeblendeten Worte: Ruhe – Sinnlichkeit – Rausch.

Das steht sicherlich nicht zufällig so hintereinander. Diese Trias beendet die Vorstellung vom Rausch als einem quantitativen Aufhäufen von sinnlichen Reizen mit dem Ziel der Besinnungslosigkeit. Und sie eröffnet zugleich eine neue Assoziationskette, von denen es in unseren Tagen so viele gibt. Der Trailer suggeriert eine in ihrem archaisierenden Romantizismus verlockend plakative Gegenwelt. Dem Reich der überbordenden akustischen und soziale Reize wird das Reich des mystischen Schauers gegenübergestellt, das den Besucher gefangen nehmen soll, sobald sich hinter ihm die Kirchentüre geschlossen hat.

Archaischer Sound als Spülung der Ohren und Balsam der Seele ... Komm zur Ruhe, berausche dich am Schwinden des Geräusches, an der Ent-Räuschung deiner

Umwelt ... verlasse das Karussell, den rasenden Stillstand, der dich umgibt, und tritt ein in den Sakralsalon der Entschleunigung – „komm wieder zur Ruhe mein Herz“. Wie mißverstanden wäre alle christliche Musik, die gezeugt wurde vom erklingenden Wort der Heiligen Schrift, würde man sie derart verkürzen auf ein frommes Sedativum, auf eine Behübschung abendlich entspannender Stunden. „Was möchten Sie gerne bei der Massage hören“, frage mich ein Krankengymnast, „buddhistische Tempelmusik, Gesänge der Wale oder Gregorianischen Choral?“ Das Sakrale als Fluchtpunkt, als Gegenwelt? wohl kaum erfolgversprechend!

Als die Christen der frühen Kirche gewahr wurden, daß sie sich als betende Gemeinde nun doch für eine Zeit auf Erden einrichten mußten, da die angekündigte Wiederkunft Christi auf sich warten ließ (und bis heute auf sich warten läßt), da wollten sie wenigstens wachend und betend angetroffen werden am Ende der Tage. Aus dem „Ewigen Gebet“, wurde das Stundengebet, zu dem sich Mönche und Nonnen täglich siebenmal in ihrer Kirche versammelten.

Die Hymnen des Ambrosius und die Psalmen, das Liederbuch des jüdischen Volkes, das auch die Christen für sich übernommen hatten, geleiteten sie durch jeden Tag. Dazwischen war Zeit der Betrachtung und der Arbeit, Zeit des Essen und der Ruhe. Bestimmt wurde der Tagesablauf aber vom Gebet, zu dem man sich auch regelmäßig bzw. regel-gemäß mitten in der Nacht erhob. Wer diesen Tagesablauf einmal längere Zeit mit gelebt hat, der kennt das Gefühl einer starken sakralen Euphorie, die sich aus der Mischung zwischen Konzentration auf das gesungene Wort Gottes einerseits und durch eine dauerhafte Ermüdung – hervorgerufen durch Schlafentzug – andererseits speist. Kaum ein Autor schildert dies so kenntnisreich und gekonnt wie Umberto Eco in seinem bekannten Roman „Der Name der Rose“. Aus der Sicht des jungen Mönch Adson von Melk wird das nächtliche Stundengebet beschrieben: wie man zu unwirtlicher Stunde das Schlaflager verlassen muß und müde und matt im Chorraum der Kirche Aufstellung nimmt – wie beim monotonen Gesang einige einschlafen, er aber geradezu mystisch entzückt wird von den Sprach- und Klangbildern, die in den Psalmen, Hymnen und Responsorien der einzelnen Nocturnen ihren Platz haben.

Schließlich bricht zu einer fest berechneten Stunde während den Laudes das Sonnenlicht durch das große Fenster des Ostchores, und schweigend verneigt man sich in einem Moment stillen persönlichen Gebetes – eine *unio mystica*, deren Köstlichkeit kaum jemand nachzuempfinden vermag, der es nicht selber erlebt hat (so läßt es Eco seinen jungen Mönch erzählen). Die synästhetische Dimension von Zeitpunkt, Raum, Wort und Klang – und schließlich Sonnenlicht führt wenn nicht in, so doch sehr dicht an die Schranken des religiösen Rausches, in dem sich das erklingende Wort vom verstandesmäßig nachvollziehbaren Beten abgelöst hat und zum Bestandteil einer alle Sinne ergreifenden Symphonie geworden ist.

Diese liturgische Sinnlichkeit ist ein erster Brückenpfeiler religiösen Rausches, in dem das Sagbare in seinen Mitteln ausgeschöpft ist und das prinzipiell Unaus-sagbare Platz greift. Die Dimension wird auch in vielen Gesängen erfahrbar, die entweder durch eine Vielzahl von Tönen über einer Silbe (wie dies beim gregorianischen Alleluia oder auch zahlreichen Gesängen der Hildegard von Bingen der Fall

ist) oder durch eine sich im Raum verteilende Vielstimmigkeit bzw. Mehrchörigkeit eine Ästhetik kultivieren, die den Betenden überwältigt und den Weg weiterführt zu einer Erfahrung echter Transzendenz. Freilich ist der Ausgangspunkt das in seiner Nüchternheit erklingende und immer wieder durchbetete Wort Gottes, das in der Steigerung seiner Aussageintensität diese Erfahrung ermöglicht. Und diese Verzückung ist auch nicht von Dauer; sie bleibt auch für die regelmäßig Betenden eine seltene und nicht vorherberechenbare Erfahrung. Niemand wußte das besser als die spirituell besonders begabten Menschen, die wir als Mystiker bezeichnen und die oftmals hin- und hergerissen waren zwischen den wenigen Momenten einer mystischen Vereinigung mit Gott und den langen Phasen der Gottferne bzw. Gottsuche. Johann Tauler, führender Mystiker des Dominikanerordens (ca. 1300 – 1360) faßt dies in wunderbare und gleichermaßen bemerkenswerte Worte: „... wenn Gott den Menschen so sehr aus allen irdischen Dingen herausgezogen hat und er kein Kind mehr ist, und wenn Gott ihn mit der Labung seiner Lieblichkeit gestärkt hat, dann, wahrlich gibt man dem Menschen gutes hartes Roggenbrot, denn er ist ein Mann geworden und zu Tagen gekommen. Dem erwachsenen Menschen ist harte, kräftige Speise nützlich und gut; er braucht keine Milch und kein weiches Brot mehr. Nun zeigt sich ihm gar finsterer Weg, ganz wild und einsam; diesen wird er geführt. Und auf diesem Weg nimmt Gott ihm alles wieder ab, was er ihm je gegeben hat. Und da wird der Mensch so sehr sich selbst überlassen, daß er von Gott gar nichts mehr weiß. Und er gerät in solche Drangsal, daß er nicht weiß, ob er je auf dem rechten Weg gewesen ist, ob es einen Gott gebe oder nicht, ob er selbst lebe oder nicht, und darum wird ihm so seltsam wehe, so wehe, daß ihm die ganze Welt zu enge wird. Er hat weder ein Empfinden noch ein Wissen mehr von Gott, und alles andere ist ihm zuwider. Und ihm ist, als hänge er zwischen zwei Wänden, und ein Schwert bedrohe ihn von rückwärts und ein scharfer Speer von vorne. Was soll er tun? Er kann weder nach rückwärts noch nach vorwärts ausweichen. Er kann nur niedersinken und sprechen: Gott grüße dich, bittere Bitterkeit, voll der Gnaden.“

Der Rausch der Bitternis – Gottesferne – Negativ-Begegnung mit Gott ...

Wir verdanken den Mystikern beeindruckende Zeugnisse dieser ganz anderen Seite des Rausches: berauscht und paralysiert zu sein vom Schmerz; bewegungsunfähig vor Trauer über die Ahnung der Abwesenheit Gottes, der sein heilbringendes und wärmendes Antlitz entzogen zu haben scheint. Der christliche Rausch ist nicht nur etwas für heitere Tage – Mystiker wie Tauler, Johannes vom Kreuz und Therese von Avila lehren uns das deutlich.

Von Mahatma Gandhi sind folgende Sätze überliefert: „Jedes Wesen der Natur hat seine eigene Ausdrucksform – die Vögel am Himmel, sie singen ... das Vieh auf der Erde, es schreit ... die Fische im Wasser, sie schweigen. Dem Menschen allein aber eignen der Ausdrucksmöglichkeiten alle drei: Er kann singen, schreien und schweigen.“

Und ich füge hinzu: Er kann mit allen diesen Ausdrucksmöglichkeiten an den Rand der Transzendenz geraten – ins Rauschhafte des Schmerzes, des Glücks und der weltenthobenen Seligkeit.

Dereinst bei Gott wird alles gegeneinander aufgewogen und ineinander aufgehoben sein. Wir werden ihn schauen – im Fest ohne Ende und Erwachen.

Bis dahin führen und verführen uns unsere Sinne immer wieder zum Rausch - dessen Erfahrung wir brauchen, um Gott zu ahnen, und dessen Täuschungen wir erliegen, wenn sie uns weglocken in die Entfremdung von uns selbst.

Diese Spannung ist unauflöslich – vorläufig zumindest ...